

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Pforzheimer Anzeiger 1943**

243 (16.10.1943)

# Pforzheimer Anzeiger

Tageszeitung für nationalsozialistische Weltanschauung

Einziges amtliches Verteidigungsblatt für den Amtsbezirk Pforzheim

Verleger und Hauptverleger: Dr. Paul Bode (p. R. Wehrmacht). Druckerei: Max Böhler, Druckerei, Hauptverleger und Chef vom Dienst Dr. Fritz Mayer. Druck und Verlag: Gehr. Bode, alle in Pforzheim. Einzelheft Nr. 23/25. Fernschreiber Nr. 3044 bis 3047. - Zur Zeit gilt Preisliste 9

Anzeigenpreise:  
13 Pfennig je Millimeter Großspalte, Textteil 50 Pfennig je Millimeter, Kennwortgebühr 85 Pfennig. Nachlässe, Nachdrucke, Mengenrabatte, B. Preisliste u. für fernmündlich erteilte Aufträge, Abbestellungen und das Erhalten an bestimmten Tagen keine Gewähr. - Gerichtsstand Pforzheim.

Gegründet 1873

Samstag/Sonntag, den 16./17. Oktober 1943

70. Jahr / Nr. 243

## Die bisher größte Niederlage der Terror-Bomber

### Mindestens 121 Flugzeuge beim Angriff auf Schweinfurt abgeschossen

Berlin, 16. Oktober.

Der neuerliche Vorstoß nordamerikanischer Bomberverbände nach Südwestdeutschland im Laufe des 14. Oktober hat sich nach einer erbitterten Luftschlacht, die sich über Hunderte von Kilometer hinweg über deutsches Gebiet hinzog, zu einem so gewaltigen Abwehrerfolg der deutschen Luftverteidigungskräfte gestaltet, wie er in dieser durchschlagenden Wirkung einzigartig ist.

Die nordamerikanischen Terrorbomber, die über Südwestdeutschland Gebiet, besonders der Stadt Schweinfurt, ihre Bomben lösten und damit beträchtliche Verluste unter der Zivilbevölkerung und Schäden in Wohnbezirken verursachten, mußten ihre bisher größte Niederlage seit Kriegsbeginn hinnehmen. Der geistige Wehrmachtsbericht meldet den mit Sicherheit festgestellten Abschluß von bisher 121 nordamerikanischen Bombenflugzeugen. Damit hat der Feind gleichzeitig 1200 Mann fliegendes Personal verloren. Aus ursprünglich etwa 250 bis 300 Angreifern wurden durch die deutschen Jagd- und Fernfliegerverbände sowie durch das Abwehrfeuer der Flakartillerie ganze Wellen herausgeschossen. Immer wieder zerstörten die deutschen Jagdflieger, zum Zeichen ihrer Luftflieger, in die Einsatzbahnen zurück. Sie drängten darauf, noch einmal zu starten, waren jedoch bereits von anderen Verbänden abgefaßt worden, die die Verfolgung und Vernichtung der feindlichen Maschinen bis zur Vernichtung fortsetzten.

Es ist keine Übertreibung, wenn festgestellt wird, daß über die Hälfte der angreifenden nordamerikanischen Terrorbomber dem Schwung der deutschen Luftverteidigung zum Opfer gefallen ist, da die Abschlußziffer von 121 feindlichen Flugzeugen sich noch erhöhen wird, zumal die Feststellungen noch nicht abgeschlossen sind.

Die westdeutsche Bevölkerung war Zeuge der erbittertesten Luftkämpfe und der überaus zahlreichen, über alle Gänge Westdeutschlands verstreuten Abschlußerfolge unserer mit unerhörtem Schicksal an den Feind herangehenden Jagdflieger. Die deutsche Luftverteidigung ließ auch von den abfliegenden feindlichen Bombenwellen nicht ab. Einzelne Terrorbomber, die durch Jagdfliegerangriffe oder das außer Wirkungsvolle deutsche Flakfeuer schwere Beschädigungen erlitten hatten, wagten nicht mehr den weiten Weg nach Nordwesten zu ihren britischen Aufspurngshäfen zurückzulegen, sondern versuchten auf dem kürzeren Wege durch Südwestdeutschland das restliche Schweizerische Gebiet zu erreichen. Dies glückte jedoch nur den wenigsten von ihnen, während die Mehrzahl vorher abgestürzt oder bei Notlandungen restlos zu Bruch ging.

Bei der rücksichtslosen Offenheit, mit der die deutsche Führung stets alle Fragen des Luftkrieges der eigenen Bevölkerung gegenüber behandelt hat, darf auch diesmal nicht verschwiegen werden:

daß die unerhörten Leistungen unserer Luftverteidigungskräfte am 14. Oktober zum Teil nur durch die äußerst günstigen Umstände der Wetterlage eine derart einzigartige Höhe erreichen konnten.

Das deutsche Volk, das sich bisher noch immer gerade in Stunden der Erfolge auf die nicht zu vermeidenden Rückschläge einstellte, weiß nun zu gut, daß eine wirklich ernsthafte Gefahr nie durch einen einzigen Schlag, und wäre er auch noch so wirkungsvoll, für immer beseitigt werden kann. Allein schon die ganz erheblichen Ausmaße der gegen uns auf-

botenen Kräfte machen es unvermeidlich, daß wir uns auf neue harte Auseinandersetzungen im Luftkrieg vorbereiten müssen. Es wird deshalb auch niemand erwarten, daß die Abschlußzahl bei jedem Terrorangriff sich auf der gleichen Höhe hält oder womöglich ständig noch steigt. Vor allem spielen im Luftkrieg die atmosphärischen Bedingungen und die Wetterlage eine ausschlaggebende Rolle. So wie Bodennebel in England den Feind daran hindern kann, seine Fernfliegerverbände aufsteigen zu lassen, so kann Bodennebel in Deutschland das Aufsteigen der Nachtjäger erschweren oder gar verhindern. Dichte Nebeldecken andererseits können es dem Feind ermöglichen, hinter ihnen Schutz gegen Sicht zu suchen. Noch eine Reihe anderer atmosphärischer Störungen kann eine Rolle spielen und bald uns, bald den Gegner begünstigen. Es wird deshalb auch weiterhin mit unterschiedlichen Abschlußzahlen zu rechnen sein. Aber jenseits dieser kurzfristigen Schwankungen ist die allgemeine Kurve unerkennbar, die ein Steigen der feindlichen Verluste und ein Wachsen der deutschen Abwehr aufzeigt.

Selbst den Vätern des Bombenterrorismus sind Zweifel gekommen, ob ihre Strategie nicht über kurz oder lang ein böses Ende nehmen wird. So legt ein Mitglied des britischen Unterhauses seinem Premierminister Churchill die besorgte Frage vor, ob Schritte unternommen werden seien, um unter Bomberkommandos und die amerikanische Luftwaffe in den Stand zu versetzen, Deutschland so weiter zu bombardieren, daß seine baldige Niederwerfung bei einem Minimum an eigenen Verlusten herbeigeführt werden könnte. Churchill behält sich mit der lahmenden Antwort, daß dies die allgemeine Vorstellung zum Ausdruck bringen könne, und der Fragesteller und das britische Volk waren genau so flug wie vorher.

Dieses an sich nichtsagende Intermezzo im britischen Unterhaus verrät dennoch einiges von der Stimmung unserer Gegner. Aus ihm geht zweifellos hervor, daß man in London und Washington nach wie vor die Terrorunternehmungen gegen deutsche Wohnstädte für das geeignetste Kampfmittel hält. Aber gleichzeitig drückt doch die Anfrage des englischen Abgeordneten eine unvertennbare Lebererkrankung über die jüngsten schweren Schläge aus, die die britisch-amerikanische Luftwaffe über dem Reichsgebiet einbringen mußte.

Die „Times“ nennt den deutschen Widerstand zur Luft eine zunehmende Gefahr, der man rechtzeitig begegnen müsse. Aber sie verrät nicht, wie und wodurch dieser wachsende deutsche Luftwiderstand besiegelt werden soll. Auch amerikanische Meldungen verraten deutlich die Beunruhigung, die über die Verstärkung der deutschen Abwehr in den feindlichen Ländern entstanden ist. Ein neutrales Blatt, der „Rüchiger Tages-Anzeiger“, schreibt, wenn es in diesem Tempo, wie in der letzten Woche weitergeht, dann würden England und USA nicht nur Anhangen von schweren Bombern verlieren, sondern damit auch mehr als ein Drittel des eingesetzten Personals, und dieser Personalverlust könne sich sehr leicht über die Hälfte in der nächsten Zeit erhöhen. Der Luftkrieg der Weltmächte stehe vor einer Krise, der sehr leicht die große Wendung folgen kann. Diese Warnung des neutralen Rüchiger Blattes gibt die Bedenken wider, die auf der Gegenseite sich jetzt vorbringen, und die vielleicht am deutlichsten ihren Ausdruck in dem Stoßflug der Londoner „Star“ finden: „Kann der Luftkrieg nicht die große Enttäuschung für uns bringen, die manches Kriegsunternehmen seit 1899 gebracht hat?“

## Mikrokosmos der Weltpolitik

\* Pforzheim, 16. Oktober.

Das Gesetz der Geschichte erfüllt sich nicht nur im großen Geschehen, es durchdringt auch den kleinen Raum der Dinge. Von den Gesetzen der Politik kann deshalb das gleiche gesagt werden wie von den Naturgesetzen: Sie beherrschen den Mikrokosmos, das großräumige All, sie spiegeln sich aber genau so im Mikrokosmos, in der Welt der kleinen Lebewesen: ein einziger Wassertropfen wiederholt in sich die Gesetzmäßigkeit des Alls in winziger Form.

Ein solcher „mikroskopischer Wassertropfen“ im Bereich der Weltpolitik ist der Balkanraum im ehemals jugoslawischen Staatsgebiet. Hier spielt sich der große Krieg im Kleinen ab. Es würde sich nicht verlohnen, diesen typisch balkanischen Räubererfahrungen Beachtung zu schenken, wenn in ihrem Kleinkrieg nicht der mikroskopische Beweis von der Richtigkeit unserer politischen Urteils zu finden wäre.

Räuberbanden sind in dem unwegsam zerklüfteten Bergland des Balkans ein traditioneller Zustand, der nicht nur geographisch, sondern auch rassistisch bedingt ist und durch die Spannungen unter den sich beherrschenden Balkanvölkern immer wieder erneuert wird. In den Gebieten der Balkanhalbinsel sind die nomadenhaften Abenteuerer niemals ausgestorben; durch die Kriegswirren haben sie begreiflicherweise neuen Auftrieb erhalten.

England hat sich von jeher jener putschgerigen Revoluzzer bedient, die aus Abenteuerlust, aus geistlichem Ehrgeiz, meistens aber aus handfester Verschicktheit sich in den Dienst ausländischer Interessen stellten. Der Putsch in Belgrad im Jahre 1941 trug das Kennzeichen des Secret Service, der mit englischen Pfunden bei so vielen Umwälzungen in den balkanischen Staaten seine blutbefleckte Hand im Spiel hatte. Aber es stellte sich bald heraus, daß das alte englische Mittel, Unruhe und Zwietracht zu stiften, um dann bequem die eigenen Ziele zu verwirklichen, nicht mehr in der althergebrachten Weise funktionierte, denn eine neue Macht trat auf den Plan, die überall dort ertönen wollte, wo England Sturm geschlagen hatte.

Der operettenhafte Militärputsch in Belgrad besetzte zwar die deutsch-freundliche Regierung, die kurz zuvor dem Dreierpakt beigetreten war. Der Krieg wurde auf den Balkan ausgedehnt und Deutschland mußte zu den Waffen greifen. So wert war die englische Rechnung richtig. Dann stellte sich die erste Enttäuschung ein: Die deutsche Wehrmacht wurde überraschend schnell mit der gewiß nicht leichten Aufgabe des Balkanfeldzuges fertig und die Belgrader Putschisten, die nicht mit der Armee kapituliert oder mit dem Erzherzog Peter emigriert hatten, bildeten nur noch ein kleines Häuflein, das in das innerererbliche Gebirge flüchtete und dort als Räuberbande auf den Plan trat.

Es kam für England eine zweite Enttäuschung. Nicht nur der Secret Service hatte in Belgrad einen Putsch vorbereitet, sondern auch Moskau hatte seine Hand im Spiel. Erst nach Ausbruch des deutsch-sowjetischen Krieges konnte das Licht der Öffentlichkeit auf diese sowjetischen Antriebe gerichtet werden, die mit einem systematischen Expansionsdrang gegen die neue europäische Ordnung Deutschlands gerichtet waren (obgleich damals noch das deutsch-sowjetische Interessensabkommen bestand) — zugleich aber auch schon die Rivalität mit dem zukünftigen britischen Alliierten ahnen ließen!

Das Ergebnis erleben jetzt unsere Soldaten, die gegen die Banden im slowenischen Raum kämpfen. Da schildert ein deutscher Kriegsbericht, wie er an der Hauswand eines abgelegenen Bergdorfes eine Parole las, die mit blutigen roten Lettern hingepinselt war, während die benutzte Schablone noch am Boden lag, weil der malende Agitator vor der heraneilenden deutschen Wehrmacht das Weite suchte. Da stand nun in slowenischer Sprache in den einsamen Bergen des Balkans zu lesen: „Es lebe Stalin! Es lebe die slowenische Sowjetrepublik!“ Das Sprüchlein war verziert mit einem Sowjetstern Moskauer Modell.

Welche Entwicklung seit England den Putsch in Belgrad 1941 angezettelt hat! Damals floh Draga Mihailowitsch, ein ehemaliger Oberst des jugoslawischen Generalstabs, mit einem Nest von Offizieren und Soldaten in die Berge. London ließ ihn bald darauf durch Erzherzog Peter zum

„Führer der jugoslawischen Armee“ ernennen, der Londoner Rundfunk ernannte ihn zum „General“ und schließlich zum „Kriegsminister“ des serbischen Emigrantenheeres in London. Es gelang diesem ehrgeizigen Abenteuerer, Teile der serbischen Milizverbände, der „Tschetnik“, zu sich herüberzuziehen und in den Bergen einen Kleinkrieg zu entfesseln, der nach den Plänen in London in einen Volksaufstand ausmünden sollte. Mihailowitsch wurde in der englischen Presse schon als „Freiheitsheld“ gefeiert, und der britische Generalstab, der nächsterhand übertrug ihm die Rolle eines Quartiermachers für die englische Invasionsarmee.

Dazu kam es nicht. Die deutschen Wehrmachtstruppen wurden über die immer wieder aufflackernden Bandenunruhen Herr und drängten Mihailowitsch von Serbien nach Montenegro und in die angrenzenden kroatisch-serbischen Berge ab.

Die Engländer waren unzufrieden. Es nützte wenig, daß der Londoner Gesandter immer wilder in den Äußerungen und Mihailowitsch durch radiover kündete Ordensverleihungen, durch abgesetzte Agenten und durch eingeschmuggelte Waffen zu neuen Taten trieb. Mihailowitsch hatte im Reich der Banden einen Rivalen gefunden, der stärker war als er: Moskau war auf den Plan getreten und hatte nach dem Ausbruch des deutsch-sowjetischen Krieges beschlossen, den Bandenkrieg auf dem Balkan in eigene Regie zu nehmen. Mit dem Schlagwort „Tod dem Faschismus, Freiheit dem Volke!“ war eine Parole gefunden, die das unklare Ziel des englischen Mihailowitsch übertrumpfte und den kommunistischen Banden neuen Zuzug aus den großen Städten verschaffte.

Se nach Bedarf trat die revolutionäre, die nationale, die panlawistische oder gar religiöse Tarnung dieser kommunistischen Geheimorganisation hervor. Zu ihrem Chef wurde ein gemittelter Tito bestimmt, den Stalin durch ein persönliches Handschreiben zum „General“ beförderte und dessen dunkle Existenz nach balkanischem Geschmack von allerlei Legenden umwoben wurde. Bald soll er ein 27jähriger slowenischer Bauernburche sein, ein verschlagener Räuber, der die Berge und Wälder seit seiner frühesten Jugend durchstreift, bald ein Sowjetheld des Kreml, den Stalin heimlich mit einem U-Boot an der Adriaküste an Land gesetzt hat. Tatsache ist jedenfalls, daß dieser „General Tito“ ein durch und durch geschulter Funktionär der Weltrevolution ist, ein rechter Jünger seines Kominternmeisters Dimitroff. Er hat in kurzer Zeit seinen plütkerischen Rivalen Mihailowitsch überspielt, obwohl dieser sich mit ebenbürtigen Terrormitteln wehrte, schließlich sogar Titos Unterhändler vor wenigen Wochen ermorden ließ. Das war ein „taktischer Fehler“, den Stalin geschickt dazu ausnützte, London zum Abbruch seiner letzten Beziehungen zu dem Tschetnik-Räuberhauptmann zu zwingen und dem Sowjetbandenführer Tito wohl oder übel freies Spiel zu lassen.

Nun war Mihailowitsch ausgeschaltet und Tito trat offen als Funktionär der Sowjets hervor. In einer letzten wütenden Anklage gegen seinen Nebenbuhler führte er die bezeichnende Sprache eines echten Bolschewisten und beschimpfte Mihailowitsch, daß er „durch Verleumdungen großserbischer und italienischer Erzeugnisse in seinem Hauptquartier ein wahrhaftiges Wohlleben führt, das diesen kapitalistischen Söldlingen jede Legitimation, im Namen des schaffenden Proletariats zu sprechen, entzogen hat.“ — Vielleicht waren die Herren in London über diese forsche Tonart nun doch etwas erschrocken, aber sie konnten nicht mehr zurück. Als die Kapitulation der italienischen Verräter das Zeichen zu dem lange geplanten Aufstand gab, da schaute sich weder der Erzherzog Peter noch der General Wilson vom Alliierten-Oberkommando Mittelost, den sowjetischen Räuberhauptmann Tito durch Funkanspruch aufzufordern, mit den Italienern gemeinsame Sache zu machen und unter dem Symbol von Hammer und Sichel den allgemeinen Balkanaufstand zu beginnen.

Das Ende dieser balkanischen Räubergeschichte ist schnell erzählt. Am 22. September meldete der DRW-Bericht in seiner knappen sachlichen Sprache: „Slowenische Aufständische zusammen mit italienischen Kommunisten und Bandengruppen aus dem kroatischen Raum versuchten im Ostteil Venetiens, in Istrien und Slowenien unter Ausnutzung des Badoglio-Verrates die Macht an sich zu reißen.“ Der Plan des Feindes und die Gefahr des Aufstandes waren also nicht zu unterschätzen. Aber auch

## „Deutschland für alle Zeiten verkrüppeln!“

Söhepunkt britisch-jüdischer Sabotage

dnb Stockholm, 15. Oktober.

Die bekannte Londoner politische Zeitschrift „Spectator“ veröffentlicht in einer ihrer letzten Ausgaben (Nr. 6009) einen Artikel über die britischen Kriegsziele. In dem von der Zeitschrift besonders hervorgehobenen Artikel erklärt der Verfasser wörtlich: „Ich halte es für richtig, Deutschland, sobald wie es befehligt ist, für alle Zeit zu verkrüppeln. Ich würde die deutsche Bevölkerung um ein Drittel oder vielleicht auf die Hälfte reduzieren. Die Waffe, die ich dabei zur Anwendung bringen würde, ist die Hungertod.“

Wenn mich ein gutmütiger Engländer fragt: Würden Sie dabei nicht auch die deutschen Frauen und Kinder aushungern?, so antworte ich ihm: Jawohl, ich würde es tun!“

Wir sind bereits Ausbrüche britisch-jüdischer Sabotage gewöhnt. Was sich „Spectator“ hier aber ausgedacht hat, um das deutsche Volk zu vernichten, ist denn doch der Höhepunkt. Wir vergegenwärtigen, dessen kann man in London gewiß sein, jede dieser verbrecherischen Vernichtungsparolen sehr gewissenhaft. Es wird einmal der Tag kommen, wo England solche Maßlosigkeit und abgrundtiefen Gemeinbetriebs bitter bezaubern wird!



Italienisches 35 000 t Schlachtschiff unter deutschem Schutz.

Das noch im Bau befindliche italienische Schlachtschiff „Impero“ steht im Hafen von Triest unter deutschem Schutz. — Links: Das mächtige Kaliber dieser schweren Artillerie des Schlachtschiffes erregt auch besonderes Interesse der deutschen Marinestreife im Hafen von Triest. (PK.-Aufn.: Kriegsbl. Wihura, HH., Z.)

# Neue Erfolge unserer U-Boote

## 11 Schiffe und zwei Zerstörer verlenkt - Heftige Angriffe der Boldhewillen - Brückenkopf Saporo-hje geräumt - Großangriff der Anglo-Amerikaner am Volturno - Die schwere Niederlage der USA-Terrorbomber

aus dem Führerhauptquartier, 15. Oktober.  
Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

Nördlich des Asowischen Meeres und am mittleren Dnjepr führte der Feind an mehreren Abschnitten heftige, aber erfolglose Angriffe. Der Brückenkopf von Saporo-hje wurde von unseren Truppen befehlsgemäß nach Verstärkung wichtiger Anlagen geräumt.

Am Dnjepr, an der Pripiet-Mündung und am Sisch brachten eigene Angriffsunternehmungen weitere Erfolge. Einige feindliche Landköpfe auf dem Westufer der Flüsse wurden besetzt, andere eingeeignet.

Weitlich Krißchem und besonders weitlich Smolensk scheiterten auch gegen starke Durchbruchversuche der Sowjets. Allein im Kampfraum südwestlich Smolensk wurden dabei 46 Sowjetpanzer vernichtet. In den letzten drei Tagen verlor der Feind bei seinen vergeblichen Angriffen insgesamt 354 Panzer und 233 Flugzeuge.

Hauptmann ROSTOV, Gruppenkommandeur in einem Jagdgeschwader, erzielte gestern an der Ostfront den 250. Luftsieg.

In den schweren Abwehrkämpfen im mittleren

Frontabschnitt hat sich die 1. H.-Freiwilligen-Grenadier-Brigade (mot.) besonders ausgezeichnet.

In Südalien traten die britisch-nordamerikanischen Truppen am Nachmittag des 14. 10. mit überlegenen Infanterie- und Panzerkräften zu dem erwarteten Angriff gegen unsere vorgeschobenen Stellungen am Volturno beiderseits Capua an. Schwere und erbitterte Kämpfe sind noch im Gange.

Starke nordamerikanische Bomberverbände griffen gestern die Stadt Schweinfurt an und verursachten erhebliche Schäden in Wohn- und Geschäftsquartieren. Deutsche Jagd- und Zerstörergeschwader warfen sich dem Feind entgegen und fügten ihm in einer heftigen Luftschlacht im Zusammenwirken mit der Flakartillerie eine schwere Niederlage zu. Von etwa 250-300 angreifenden Bombern wurden nach bisherigen Meldungen 121 zum Absturz gebracht. Der Abschluß weiterer Bombenflüge ist wahrscheinlich.

Unterseeboote verlenkten in schweren Kämpfen gegen britisch-nordamerikanische Geleitzüge elf Schiffe mit zusammen 74 000 BRT und zwei Zerstörer. Zwei weitere Schiffe und ein Zerstörer wurden durch Torpedotreffer schwer beschädigt.

# Ritter von Epp 75 Jahre

General Franz Ritter von Epp, der heute 75 Jahre wird, wurde als Sohn des Kunstmalers Rudolf Epp am 18. Oktober 1868 in München geboren. Seine militärische Laufbahn begann mit seiner Ernennung zum Fähnrich des 9. Bayerischen Infanterie-Regiments (Würzburg) am 9. März 1888. Im Jahre 1900 machte er im 4. Ostasiatischen Infanterie-Regiment die Niedererschlagung des Boxeraufstandes in China mit und ging nach erneutem Dienst in der Heimat im Februar 1904 nach Deutsch-Südwest-Afrika, wo er als Führer der 4. Feldkompanie an der Wiedereroberung der Hereros teilnahm. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland stieg er im Bayerischen Infanterie-Regiment zum Major und Bataillonskommandeur auf und rüdte an der Spitze des 2. Bataillons bei Beginn des Weltkrieges ins Feld. Mit seiner ruhmreichen Truppe kämpfte er in Frankreich, in Italien, in den Dolomiten, in Serbien, Rumänien und in Mazedonien. Seine außergewöhnlichen militärischen Leistungen vor Verdun wurden u. a. durch die Verleihung des Pour le mérite ausgezeichnet. Nachdem Oberst Franz Ritter von Epp bei Kriegsende das Leibregiment in die Heimat zurückgeführt hatte, stellte er sich dem roten Terror tatkräftig entgegen und bildete sein berühmtes „Freikorps Epp“, mit dem er am 1. Mai 1919 an der Entsetzung Münchens maßgeblich mitwirkte. 1920 brachte er im Ruhrgebiet den Bolschewisten eine entscheidende Niederlage bei.



Als erster Reichsmehrgeneral in Bayern stieg Franz von Epp zu Adolf Hitler und leistete ihm schon im September 1920 bei der Erwerbung des „Bäuerlichen Beobachters“ wertvolle Dienste. Am 9. November 1923 verhinderte er ein neues Aufstand, das einem im feinerzeitigen bayerischen Kriegsministerium befindlichen Wehrverband, der „Reichswehrflagge“, drohte, durch seine vermittelnden Verhandlungen. Der Partei selbst trat Ritter von Epp am 1. Mai 1928 bei. Bei der Reichserhebung im März 1933 wurde General Ritter von Epp zunächst zum Reichskommissar für Bayern und am 10. April 1933 zum Reichskriegsminister in Bayern ernannt.

Franz Ritter von Epp war als edler Nationalsozialist immer ein Freund des Volkes in allen seinen Schichten. So nimmt auch das gesamte Volk an seinem Ehrenamt aufrichtigen Anteil und dankt ihm für das, was er Land und Reich als Soldat, Staatsmann und Politiker in so reichem und erfolgreichem Maße getan hat.

Als erster Reichsmehrgeneral in Bayern stieg Franz von Epp zu Adolf Hitler und leistete ihm schon im September 1920 bei der Erwerbung des „Bäuerlichen Beobachters“ wertvolle Dienste. Am 9. November 1923 verhinderte er ein neues Aufstand, das einem im feinerzeitigen bayerischen Kriegsministerium befindlichen Wehrverband, der „Reichswehrflagge“, drohte, durch seine vermittelnden Verhandlungen. Der Partei selbst trat Ritter von Epp am 1. Mai 1928 bei. Bei der Reichserhebung im März 1933 wurde General Ritter von Epp zunächst zum Reichskommissar für Bayern und am 10. April 1933 zum Reichskriegsminister in Bayern ernannt.

Franz Ritter von Epp war als edler Nationalsozialist immer ein Freund des Volkes in allen seinen Schichten. So nimmt auch das gesamte Volk an seinem Ehrenamt aufrichtigen Anteil und dankt ihm für das, was er Land und Reich als Soldat, Staatsmann und Politiker in so reichem und erfolgreichem Maße getan hat.

# Nach 113 Luftflügen gefallen

Der Karlsruher Ritterkreuzträger Leutnant Korts

am 15. Oktober.

Von einem Feindflug an der Ostfront kehrte der erfolgreiche Jagdflieger Leutnant Berthold Korts am gleichen Tage, an dem ihm der Führer des Ritterkreuzes des Eisernen Kreuzes verlieh, nicht zurück. Er hat 113 Luftflüge erungen.

Berthold Korts ist Süddeutscher. Er wurde als Sohn eines Postamtmannes am 21. Mai 1912 in Karlsruhe geboren. Studierte an der Universität Berlin und legte an der Deutschen Hochschule für Polizeibildung die Diplomprüfung als Zurn- und Sportlehrer ab. Ende Juni 1933 auf einer Übung der Luftwaffe einberufen. War er seitdem Soldat, wurde zum Jagdflieger ausgebildet und flog seit Sommer 1932 gegen die Sowjets. Er war ein schneidiger draufgängerischer Jagdflieger, der das ER II auf den Tag genau ein Jahr vor der Verleihung des Ritterkreuzes erhielt. In der Jagdgruppe des Hauptmanns Mall führte er eine Staffel, nachdem er durch seine rasche Siegeslaufbahn in den Kreis unserer besten und erfolgreichsten Jagdflieger eingetreten war.

# Enzo Graffi sprach im Rundfunk

Der bayerische Rundfunk übertrug eine Ansprache des italienischen Ritterkreuzträgers Kapitän zur See Enzo Graffi, der erklärte, daß alle Offiziere und Mannschaften der italienischen Seestreitkräfte am Atlantik dem Vaterland und dem Duce treue Gelübde leisten. Alle diese Männer hätten ihn ausdrücklich ernannt und beauftragt, in ihrem Namen der Heimat diese Erklärung zu übermitteln.

# Der Sturm auf Badoglio Millionen

Rom, 15. Oktober.

Von den unerhörten Szenen, die sich am Morgen des 10. September unter den Badoglio-Offizieren in dem Gebäude der italienischen Wehrmachtsministerien in Rom abspielten, berichten Augenzeugen folgendes:

Zahlreiche hohe Offiziere und Anhänger der verflochtenen Dynastie hatten in Erfahrung gebracht, daß in der vorhergegangenen Nacht der König und sein Marschall geflüchtet waren. Sie begaben sich daraufhin schleunigst in die verschiedenen Ministerien, um die dort befindlichen Gelder für sich persönlich als Jehrgehd für ihre Flucht zu beschlagnahmen. Die Szenen, die sich dabei unter ihnen ereigneten, fanden ihren Höhepunkt im Marineministerium, wo Badoglio's Marineminister Admiral de Courten angeordnet hatte, daß sämtliche hohen Offiziere seines Ministeriums unverzüglich unbegrenzten Urlaub anzutreten hätten. Ihre finanzielle Lage werde „später“ geregelt werden. Der Urlaubsbefehl sollte sofort befolgt werden, damit die betreffenden Offiziere nicht etwa in die Hände der Deutschen fielen.

Die Offiziere weigerten sich, diesem Befehl nachzukommen, ohne vorher die Frage ihrer Bezüge geregelt zu haben. De Courten erklärte daraufhin, daß er außerstande sei, diese finanzielle Regelung sofort vorzunehmen, da das Ministerium gegenwärtig nicht über entsprechende Mittel verfüge. Als darauf bekannt wurde, daß Marineminister de Courten selbst am Morgen des Vortages die Summe von zwei Millionen Lire dem Schatzamt für das Marineministerium empfangen hatte, kam es zu einem wüsten Auftritt in seinem Zimmer. Die Badoglio-Offiziere erklärten de Courten mützlich: „Wir verlassen diesen Raum nicht, ehe Sie nicht das Geld abgeliefert haben. Versuchen Sie nicht zu fliehen - Sie werden uns nicht betriegen!“ Angehts der drohenden Haltung seiner Untergebenen erklärte de Courten, er werde die Offiziere wegen Widerfehlbarkeit und tätlicher Bedrohung eines Vorgeleiteten vor ein Kriegsgericht stellen lassen. Die Antwort der Offiziere bestand in heftigen Beschimpfungen de Courten's, der als erster vor ein Kriegsgericht gestellt werden mußte, da er Staatsgelder zu unterschlagen versuche.

De Courten blieb daraufhin nichts anderes übrig, als die bereits zum Abtransport in seine Wohnung vorbereiteten beiden Lebertaschen mit zwei Millionen Lire herauszugeben. Beim Öffnen der Taschen kam es zwischen den Badoglio-Anhängern, Admiralen, hohen Offizieren und Funktionären des Ministeriums zu Schlägereien. Jeder versuchte, aus den Taschen soviel Raubgut wie möglich zu reißen. Nach heftigen Auftritten kam dann ein Kompromiß zustande, wonach die Offiziere unter sich das Geld in Summen zu 50 000, 80 000 und 100 000 Lire teilten. Ohne auf den Einspruch de Courten's zu achten, wurden ihm 100 000 Lire an Stelle jener zwei Millionen, mit denen er flüchten wollte, ausbezahlt. Nach Verteilung der Beute suchten die Badoglio-Offiziere schleunigst das Weite. Die unteren Grade des Offizierkorps und der Angehörigen des Marineministeriums, die sich an dem Sturm auf die Geldtaschen nicht beteiligen konnten, gingen leer aus.

# Schnellzug sollte auf Chlorwagen fahren

Aufflehenregender Sabotageverlud in Schweden - 70 000 Menschen wären umgekommen

Stockholm, 15. Oktober.

Bei Sunöval in Nordschweden ist unter aufflehenregenden Umständen ein Sabotageverlud aufgedeckt worden, dessen Gelting nach Ansicht der Polizei und der Presse 70 000 Menschen das Leben gekostet hätte. Ein Bahnhauptmann entdeckte plötzlich, als er die verschlossene Weiche zu einem Anschlussgleis der Südküstenbahn Scharvik öffnen wollte, daß Unbefugte den Verriegelungsapparat aufgebrochen hatten. Auf dem Anschlussgleis, das nur 90 Meter lang ist, standen drei Tankwagen mit Chlor. Die Umstände ergaben, daß der Verriegelungsapparat nach Einbruch der Dunkelheit aufgebrochen worden sein mußte. Die Möglichkeit des Vorliegens von Sabotage wurde daher sofort als nicht ausgeschlossen erachtet.

Die Berichte der Stockholmer Presse fahren fort: „Hätten die Beteiligten ihre Absichten vollenden können, so würde der Schnellzug von Stockholm nach Norden, der Scharvik gegen 22 Uhr mit 80 bis 90 Kilometer Geschwindigkeit passierte, auf das Anschlussgleis gerast sein. Die Chlorwagen zertrümmert haben und selbst den hohen Bahndamm heruntergestürzt sein.“ Die Wärdler betonen, daß die Entgleisung selbst noch unbedeutend gewesen wäre im Vergleich zu dem, was hätte eintreten müssen, wenn die Tankwagen zertrümmert worden wären und das Chlor hätte ausströmen können. Da Chlorgas sofort die Lungen zerstört, hätte nach Ansicht der Sachverständigen alles Leben im Umkreis von vielen Kilometern enden müssen. Ungefähr 70 000 Menschen wären von einem fürchterlichen Tode bedroht.

Die Beschädigung der Weiche wurde sofort der Staatspolizei mitgeteilt, die einen umfangreichen Ermittlungsapparat in Bewegung setzte. Das Attentat, das man bereits Freitagabend voriger Woche entdeckte, wurde bisher geheimgehalten, weil man irgendwelche Spuren zu ermitteln hoffte. Das ist bisher nicht gelungen. Die örtlichen Behörden und die Fabrikleitung haben umfangreiche Sicherheitsmaßnahmen eingeleitet.

Die schwedischen Eisenbahnen und die Rüstungsindustrie sind seit Kriegsausbruch mehrfach von teilweise unauffällig gedienten, teilweise als Sabotage angelegten Unfallsfällen größeren Umfanges heimgeführt worden. Zeitweise waren Sabotagebefürchtungen sehr verbreitet. Im vorliegenden Fall besteht laut „Stockholms Tidningen“ auch bei der Polizei kein Zweifel am Vorliegen von Sabotage.

# Schnellzug sollte auf Chlorwagen fahren

Aufflehenregender Sabotageverlud in Schweden - 70 000 Menschen wären umgekommen

Stockholm, 15. Oktober.

Bei Sunöval in Nordschweden ist unter aufflehenregenden Umständen ein Sabotageverlud aufgedeckt worden, dessen Gelting nach Ansicht der Polizei und der Presse 70 000 Menschen das Leben gekostet hätte. Ein Bahnhauptmann entdeckte plötzlich, als er die verschlossene Weiche zu einem Anschlussgleis der Südküstenbahn Scharvik öffnen wollte, daß Unbefugte den Verriegelungsapparat aufgebrochen hatten. Auf dem Anschlussgleis, das nur 90 Meter lang ist, standen drei Tankwagen mit Chlor. Die Umstände ergaben, daß der Verriegelungsapparat nach Einbruch der Dunkelheit aufgebrochen worden sein mußte. Die Möglichkeit des Vorliegens von Sabotage wurde daher sofort als nicht ausgeschlossen erachtet.

Die Berichte der Stockholmer Presse fahren fort: „Hätten die Beteiligten ihre Absichten vollenden können, so würde der Schnellzug von Stockholm nach Norden, der Scharvik gegen 22 Uhr mit 80 bis 90 Kilometer Geschwindigkeit passierte, auf das Anschlussgleis gerast sein. Die Chlorwagen zertrümmert haben und selbst den hohen Bahndamm heruntergestürzt sein.“ Die Wärdler betonen, daß die Entgleisung selbst noch unbedeutend gewesen wäre im Vergleich zu dem, was hätte eintreten müssen, wenn die Tankwagen zertrümmert worden wären und das Chlor hätte ausströmen können. Da Chlorgas sofort die Lungen zerstört, hätte nach Ansicht der Sachverständigen alles Leben im Umkreis von vielen Kilometern enden müssen. Ungefähr 70 000 Menschen wären von einem fürchterlichen Tode bedroht.

Die Beschädigung der Weiche wurde sofort der Staatspolizei mitgeteilt, die einen umfangreichen Ermittlungsapparat in Bewegung setzte. Das Attentat, das man bereits Freitagabend voriger Woche entdeckte, wurde bisher geheimgehalten, weil man irgendwelche Spuren zu ermitteln hoffte. Das ist bisher nicht gelungen. Die örtlichen Behörden und die Fabrikleitung haben umfangreiche Sicherheitsmaßnahmen eingeleitet.

Die schwedischen Eisenbahnen und die Rüstungsindustrie sind seit Kriegsausbruch mehrfach von teilweise unauffällig gedienten, teilweise als Sabotage angelegten Unfallsfällen größeren Umfanges heimgeführt worden. Zeitweise waren Sabotagebefürchtungen sehr verbreitet. Im vorliegenden Fall besteht laut „Stockholms Tidningen“ auch bei der Polizei kein Zweifel am Vorliegen von Sabotage.

# Deutscher Protest in Lissabon

am 15. Oktober.

Die Reichsregierung hat durch ihren Gesandten in Lissabon bei der portugiesischen Regierung in einer formellen Note (Schwerster Protest) dagegen erhoben, daß Portugal dem englischen Druck nach Einräumung von militärischen Stützpunkten auf den Azoren nachgegeben und sich somit einer schweren Neutralitätsverletzung schuldig gemacht hat. Die Reichsregierung hat sich dabei vorbehalten, die Maßnahmen zu treffen, die sich aus der veränderten Lage auf den Azoren ergeben.

# Auch Japan protestiert

Die japanische Regierung hat am 15. Oktober durch ihren Gesandten in Lissabon bei der portugiesischen Regierung gegen die Bekleidung der Azoren durch englische und amerikanische Truppen Protest erhoben.

# Wichtigste landeten die Engländer

Die Bevölkerung der Azoren wußte von nichts

am 15. Oktober.

In Lissabon eingetroffene Meldungen geben ein Stimmungsbild von dem Eindruck, den die Landung der englischen Truppen auf die Bevölkerung hervorgerufen hat. Man war dort völlig überrascht, da von den Plänen der Engländer bisher nichts bekannt gewesen ist. Selbst die auf den Azoren stationierten portugiesischen Truppen wurden erst im letzten Augenblick davon verständigt, daß die Landung der Engländer mit Wissen und im Einverständnis mit der portugiesischen Regierung geschehe. Die Bevölkerung, die davon natürlich keine Ahnung hatte, war äußerst bestürzt, als fremde Truppen gelandet wurden und erwartete jeden Augenblick, daß sich eine Schlacht zwischen den Eindringlingen und den portugiesischen Truppen entwickeln würde.

# Das Wichtigste in Kürze

Der letzte Funkpruch, der von den britischen Truppen auf der Insel Kos im Hauptquartier des Generals Maitland-Wilson empfangen wurde, lautete: „Erwartet nicht mehr, von uns etwas zu hören, wir sind am Ende unserer Kräfte.“

Der Erzbischof von York erklärte in einer Ansprache: „Es gibt nichts Unerbittliches zwischen Christentum und Kommunismus.“

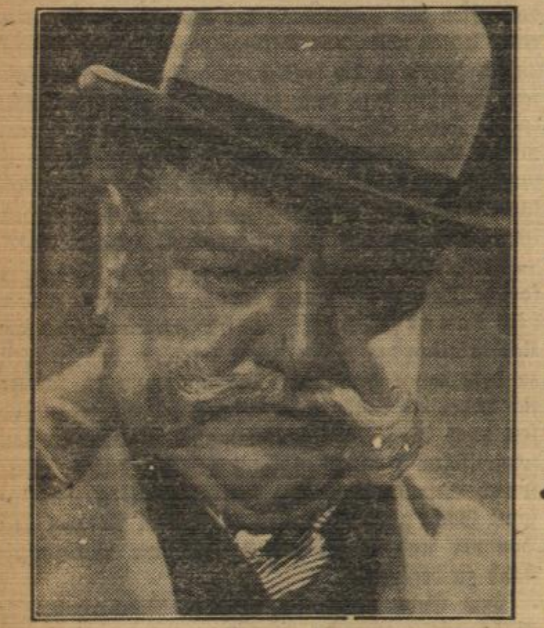
Im Unterhaus fragte ein Labour-Mitglied an, ob die italienischen Kriegsgefangenen in England nicht mit Schwerarbeitern beschäftigt werden könnten. Man versprach, diese Frage zu überlegen.

Die Kohlenlage in England hat, wie der Leiter des geschäftsführenden Ausschusses der Gewerkschaft schottischer Bergarbeiter Wolff nach einem Bericht des „Daily Express“ ausführt, einen bedauerlichen Stand erreicht, daß die finanzielle sowie die technische Leitung der Kohlengruben unverzüglich von der Regierung übernommen werden müßte.

# Schauspieler aus Leidenschaft / Heinrich George und seine Kunst

Staatschauspieler Heinrich George wurde in Anerkennung seiner Leistungen und Verdienste um die deutsche Schauspielkunst zum Führer der Titel „Generalintendant“ verliehen.

Wer George einmal auf der Bühne als „Florjan Geher“, als „Oberon“, als spanischer Dorfrichter in Calderons „Richter von Salamea“, oder gar als



Heinrich George in der Rolle des alten Herrn von Waltzien in dem Film „Ba“ im Metropol.

„Göt“ gesehen hat, dem wird diese Begegnung stets ein künstlerisches Erlebnis von nachhaltiger Wirkung bleiben. Männliches Kraftbewußtsein verbindet sich bei George mit zarter Junglichkeit, begehliche Leidenschaft mit keuchendem Verzicht, polternde Rauheit mit Einfalt des Herzens und abweisende Schroffheit mit einem veräppelten Humor. Welch gewaltiger Aus-

brüche ist dieser in seinen Regungen oft kindlich-weich wirkende Koloß fähig, dessen Kunst im Elementaren und Ursprünglichen beruht, mit der er den Gestalten ihrer menschlich so ergreifenden und gleichzeitig erregenden Gehalt gibt. Wenn Gerhart Hauptmann George einmal „ein menschliches und künstlerisches Urphänomen“ genannt hat, so hat er damit treffend das Wesen und die darstellerische Wirkung Georges erfasst, dem nicht nur rein äußerlich, sondern auch in seinem Spiel die Vitalität des sinnentfrohen Renaissance- und Barockmenschen eigen ist. „Seine Kunst wird“, wie Herbert Jhering in seinem Buch über George schreibt, „von zwei mächtigen Strömen gespeist: von polkstämmlicher Raubritart und dem Drang zu Repräsentation. Er ist Volkssdarssteller und Staatsdarssteller. Was er spielt, wird wirklich. Er ist ein Genie und Fanatiker zugleich. Ein antiker Raum, gemalt von Rubens, und ein deutscher Handwerker wie Hans Sads.“

Es war ein dorniger Pfad, den Heinrich George gehen mußte, um das zu werden, was er heute gleichermaßen für das deutsche Theater wie für den deutschen Film darstellt. Am 9. Oktober 1893 in Stettin als Sohn eines hingerichteten Steuerbeamten geboren, war schon in dem jungen Gymnasiasten der Wunsch lebendig, einmal die Bretter zu besteigen, die die Welt bedeuten. Als er sich eines Tages in eine niedliche Reifenspringerin verliebt, die mit einem Wanderzirkus in seinem Heimatstädtchen gastierte, läuft er ihr nach und tritt schließlich sogar ihr zu Gefallen in der kleinen Manege des Zirkus auf. Später finden wir George in Kolberg bei seinem ersten Engagement mit einer Monatsgage von ganzen 85 Mark. Es folgen weitere kleine Bühnen, in denen der Name Georges auf dem Theaterzettel steht; auch die Schmiere hat er in seinen Wanderjahren kennengelernt. So zieht er, als Mitglied einer Schauspieltruppe durch ganz Pommern und lernt dabei nicht nur Mühen und Strapazen, sondern auch den Hunger kennen. Erst das Stadttheater von Neustettin sollte dem jungen, freibeweglichen Künstler den Weg zu einem verheißungsvollen Aufstieg eröffnen, der dann allerdings durch den Ausbruch des Weltkrieges eine längere Unterbrechung er-

fuhr. George meldete sich als Kriegsfreiwilliger bei den pommerschen Pionieren, wurde schwer verwundet und fand sich nach seiner Entlassung, erschüttert durch die Erlebnisse des Krieges, ähnlich wie der Dichter Winding, nur schwer wieder in das Alltagsleben und vor allem in seinen Beruf als Schauspieler zurück. — Noch heute denkt George gern an seine Soldatenzeit zurück, denn „ich war genau so mit Leib und Seele Soldat, wie ich heute Schauspieler bin“, bekennt er in einem Brief, den er kürzlich an Soldaten richtete.

„Gelernt ist gelernt“, so lesen wir da u. a. „Ich schlafe Euch heute noch Radeln und Ankernoten und berechne Euch die Ertragskraft für Bräuden- und Schornsteinfregungen, daß es nur so raucht. Und die damals so beliebten Eier- und Schildkröten, ganz abgesehen von den Stielhandgranaten, werfe ich Euch so, daß mancher Wilhelm Zell beim Aufschlag vor Neid erlassen würde. Einer nicht übel Nachrede zufolge soll ich ein ganz guter Pionier, oder wie mein jüngerer Sohn Göt sagt, „Spionier“ gewesen sein. — Es war gar nicht leicht für mich, aus den Schützengräben Aufschluss und vor allem nach dem Kriege wieder zurückzufinden in die Welt des Theaters, ich konnte nicht aufhören zu marschieren, mir fehlte der Stellungswechsel. Und so zog ich einsam und allein von Städtchen zu Dörfern und beglückte die Menschen mit meinem grausamen Spiel. Das hatte ich draußen in den Wäldern bei Varanowitsch oder in den Beständen auch schon getan, denn oft hieß es bei der Infanterie „Der Komiker von den Pionieren!“, obwohl ich damals schon Grobherzoglich-Mecklenburgischer Hofschauspieler war. „Der Komiker soll kommen!“ Ihr seht, ich war schon damals meine eigene Truppenbetreuung.“

— „Ich bleibe meiner Waffe treu“, heißt es zum Schluß des Schreibens, „und werde alle Zeiten bemüht sein, wenigstens als Kulturpionier mit an der Spitze zu marschieren. Wege zu bahnen, zerstörte Brücken aufzubauen von Welt zu Welt, aber auch Panzerstellungen wie Ihr da draußen zu errichten, die unter heillosen Kulturquäl schreien. Und somit viel Soldatenquäl! Euer Heinrich George.“

Nach dem Weltkrieg sind Dresden, Frankfurt, Wien und schließlich Berlin die Stationen, die den Namen George in der Theaterwelt zu einem Begriff machen. Solch elementare Gestaltungsarbeit, wie sie ein George verpöppelt, hatte die deutsche Bühne

schon lange nicht mehr ihr eigen genannt; sein Auftreten wurde oftmals geradezu zur Sensation. Unvergessen ist z. B. sein „Moller“ in Schillers „Räuber“, als er mit einer bisher noch nicht gekannten Heftigkeit und Unerwartetheit mit geschwungenem Gesicht, die Todesangst des eben dem Galgen Entzonnenen noch in den Augen, mit einem wilden Aufschrei auf die Bühne sprang. Das war Schauspielkunst in schmerzender Leidenschaft und ungeheurer Unabdingbarkeit, ohne aber übertrieben oder gar gefühlt zu wirken; sie fand ihre Anerkennung in der Ernennung zum Intendanten des Berliner Schiller-Theaters. Im Zuge der Neuordnung der Berliner Bühnen übernahm der Künstler auch die Leitung des Renaissance-Theaters, so daß heute der gefeierte Staatschauspieler beiden Bühnen in Wort und Darstellungsstil sein persönliches Gepräge gibt.

George ist in des Wortes schönster Bedeutung ein polkstämmlicher Darssteller. Mag auch sein „Göt“ ihm vor allem den Weg zum Herzen des Volkes geöffnet haben, so fand seine anderen Rollen, vor allem auch im Film, wir denken z. B. an seinen „Vollmeister“ oder „Andreas Schuler“, an seinen „Peter Heinlein“ oder an sein menschlich so erschütterndes Spiel im „Sensationsprozess Cagliosi“, zum Welterfolg zwischen seiner Kunst und dem Publikum geworden. Welch großer Popularität sich der Künstler erfreut, mag man daraus erleben, daß an jedem Premierenabend im „Schiller-Theater“, wenn der Hansherr seinen Platz in der ersten Sperrreihe einnimmt, diesem „Auftritt“ des Intendanten oder vielmehr jetzt Generalintendanten Heinrich George ein Beifallssturm folgt, wie er sonst nur dem Darssteller auf der Bühne zuteil wird. Er gilt weniger dem Theaterleiter als dem beliebtesten Schauspieler, der auf der Höhe seines Schaffens, ein fanatischer Befestiger des Theaters, seine Wäde nach vornwärts richtet, zu neuen Aufgaben. „Hofschaffter der Kultur“ zu sein, darin sieht der nunmehr fünfzigjährige seine höchste Mission, und er pflegt deshalb an seinem Theater besonders die Vermittlung der nationalen Dichtung Deutschlands mit den skandinavischen Ländern, denn, wie er kürzlich betont hat, muß heute der Schauspieler mehr denn je Kulturpionier sein. Er muß an der Spitze marschieren, Hindernisse beseitigen, zerstörte Brücken wieder aufbauen, um die Wege zu bahnen von Land zu Land, von Volk zu Volk.

Oswald Stolz.

# Frau Doktor

Roman von LIESBET DILL

25) Anna fragte, wann denn Frau Doktor wieder käme? Und was sie den Patienten, die nach ihr fragten, sagen sollte?  
„Sagen Sie, Sie mühten es noch nicht.“  
„Dann laufen Sie aber zu anderen Ärzten“, sagte Anna. „Und das wird ihr nicht recht sein.“  
„Die kommen wieder. Meine Frau braucht Ruhe, ich hab' ihr geraten, noch eine Woche zuzugeben.“  
Als er eines Tages, an einem Samstag, zum Frühstück kam, fand er Anna beim Waschen des Geschirrs. Sie hatte alle Fenster aufgeschoben und wuschelte, einen alten Zierleuchter auf dem Kopf, mit einem heulenden Stambauer in der Wohnung umher.

Sie hatte die Gardinen abgenommen. Die Zimmer sahen fast und unmöglich aus. Wenn die Frau heimkam, wollte sie alles in Ordnung haben. Er zog sich in sein Schlafzimmer zurück, klopfte den Spieltisch dort auf und sah die Post durch, um die er sich in den letzten Tagen wenig gekümmert hatte. Das meiste war für Wanda. Aber für ihn waren diesmal ein paar Briefe dabei. Ein Verleger, der ein Handbuch für Verleger herausgab, das eben neu aufgelegt wurde, bat ihn um einen Aufsatz über die Rechte von Verlegern. An den Mappen lagen einige Arbeiten, Anleitungen zur Aufzucht von Hühnern, und ein Aufsatz „Rucht und Nemonierung der Milchkühe“, den er angelesen und liegen gelassen hatte, weil er nicht wusste, was er damit begeben sollte. Gausieren ging er mit seinen Arbeiten nicht.

Wenn Wanda kam, würde sie ihn sicher nach seinen Arbeiten fragen. Er hatte zwar wenig Lust dazu, aber schließlich mußte er sie einmal fertig machen. Man würde sonst verärgert sein. Er arbeitete den ganzen Tag durch. Sobald er einmal im Bunde war, ging die Arbeit fließend vonstatten. Die Themen lagen ihm.

Sie hatte eben allerlei Gesellschaftliches vor und war mit ihren Toiletten beschäftigt. Am Montag gab sie einen Bräutigam, bis dahin wollte er fertig sein. Er schrieb die Arbeiten selbst ab und feilte sie, bis sie druckreif waren.

Sie sprach er nur telephonisch. Sie erzählte ihm von ihren Gesellschaften und Wägen.

Er beneidete sie nicht darum. Er hatte bei indischen Maharadschas und den Königen aller Länder an Abend gegessen und getanzt, hatte Bräutchen in der Wüste, Jagden auf schottischen Landböden, Wälder und Empfindungen an den Höfen der halben Welt mitgemacht. Wer für sie war das gesellschaftliche Leben in Europa etwas Neues.

Es war kalt geworden. Ein rauher Wind umfegte das Haus. Aufweilen schneite es leicht. Das richtige Wetter zum Arbeiten, fand er. Er arbeitete den Sonntag fast ohne eine Pause zu machen. Man hörte immer seine Maschine flappern.

Anna brachte ihm seine Mahleinheiten ins Zimmer. Sie freute sich, daß er einmal zu Hause blieb. Sie lockte ihm Kleiderchen und nötigte ihm heiße Milch auf, denn er sprach ganz heiser.

„Sie klingen aber glücklich“, sagte Anna am Montagmorgen. „Ich hab' Sie die ganze Nacht hellen gehört. Sie sollten mal zu Hause bleiben und heiße Milch mit Honig trinken. Es ist doch nicht schön, wenn Frau Doktor heimkommt, und Sie klingen da.“

„Sie übertrieben immer schrecklich, liebe Anna. Ich bin nicht krank. Ich bin etwas heiser. Wenn ich ein Tenor wäre, müßte ich heute Abend den Troubadour abgeben, aber ich bin, Gott sei Dank, kein Tenor. Bis meine Frau wiederkommt, ist die Heiserkeit fort.“

„Aber Frau Doktor kommt doch schon morgen“, sagte sie.

„Morgen? Sie kommt Montag nächster Woche, Anna.“

„Aber, sie hat mir doch eine Karte geschrieben, daß sie diesen Montag kommt.“

„Er sagte die Karte hin. Wo ist die Karte?“

„Sie ging hinaus und kam wieder mit einem winterlichen Anblicksart. Er las: „Liebe Anna, ich habe mich entschlossen, schon diesen Montag zu kommen. Ich bin um halb neun auf dem Bahnhof. Weiter nichts.“

Er betrachtete die festen Schriftzüge Wandas sprachlos. „Weshalb kam sie schon eine Woche früher? Und weshalb schrieb sie das Anna und nicht ihm?“

Sicher hatte sie seinen Brief noch nicht bekommen und ängstigte sich. Vielleicht entschloß sie sich, nachdem sie ihn gelesen hatte, doch, ihre Reise aufzuschieben, wie er ihr vorge schlagen hatte.

Anna betrachtete ihn, er sah nicht aus wie jemand, der sich freut. „Gottseidank ist alles in Ordnung“, sagte er bestürzt.

„Vielleicht hat sie in dem Brief doch etwas davon geschrieben, und Sie haben es überlesen?“ meinte sie.

„Richtig! Es war ja gestern Abend ein Brief von ihr gekommen. Wo war er denn nur? Er durchsuchte seinen Schreibtisch, seine Taschen...“

„Hier.“ Anna zog einen Brief unter den Zeitungen hervor.

Er riß ihn auf und überflog ihn... Die Schönheit der weißen Winterstille überflog er, ebenso die Beschreibung ihrer „Fälle“ und den netten Oberarzt — er war nicht eifersüchtig auf Oberärzte — die Schwester, die sich verlobt hatte, ging ihn auch nichts an... Aber hier am Rand stand: Meine Zeit ist zu Ende. Ich habe keine Ruhe mehr hier. Ich werde wahrscheinlich doch schon Montag reifen, da ich bis zur Bahnstation den Schritten einer Patientin denugen kann, die auch nach Hause fährt.

Er legte den Brief hin... Montag also, dachte er. Das war ja morgen schon! Morgen Abend würde sie hier sein, dann war's mit seiner Freiheit zu Ende.

Als Anna hinausging, hörte sie ihn am Telefon brechen... Natürlich, das mußte er gleich dieser Lady mitteilen. Und sie füllte sich ihren alten Hülschuh über den Scheitel und fuhr wütend fort, das Zimmer zu bohren.

Sie freute sich auf den Montag, dann war man endlich wieder im alten Gleis. Sie war diese verspäteten Mittagessen und abgelegten Frühstücke wirklich satt.

Am Mittwoch war der Geburtstag der Frau. Soffentlich dachte er daran, etwas zu besorgen. Sie wollte auf alle Fälle einen Keks anrühren und ihren berühmten Apfelschnitten backen.

„Vergessen Sie den Rindenschnitt nicht, Herr Baron!“ rief sie mitten in seine Telefonunterhaltung. „Er ist gut heiß.“

Er winkte ab: „Ja, ja“, und sprach weiter.

Miß Beel nahm seine Aufgabe sehr ungnädig auf. „Das geht nicht. Ich kann die Leute nicht wieder ausladen. Wir spielen doch Bridge. Und Mrs. Bredford schämt sich für Sie, ich hab' Sie versprochen. Sie fragte gleich, ob Sie kämen. Sie ist enttäuscht von Ihnen. Sie dürfen mir nicht abhauen!“

„Ich erwarte Sie bestimmt. Und vergessen Sie nicht, mir die bunten Ordbücher mitzubringen, die es gibt.“

„Hatschi! Hatschi! Hatschi!“ rief er in einem fort.

„Es klang wie Rosenkätzchen. Ich konnte nichts dafür. Die Mitreisenden schauten zunächst beleidigt. Aber als ich eine Viertelstunde ununterbrochen so fortgerauscht hatte, begann die Feindseligkeit gegen mich in eine allgemeine Heiterkeit umzuwandeln. Das kam daher, daß ein Herr, der mir gegenüber saß, mir mehr empfand als freundlich. „Kunst!“ rief er, so, als wollte er damit sagen: „Kunst ist es aber genug! Schluß damit!“ Ich tat ihm nicht den Gefallen und nickte weiter. Er wiederholte sein kurzes, lachliches „Kunst!“, ich winkte zurück, als ob ich jetzt beugung alle plötzlich mir nach jedem Hatschi ein fröhliches Prost auszurufen.“

„Einer der Mitreisenden wollte sich besonders hervorhaken. Er klopfte mir vergnügt auf das Knie und sagte: „Wenn Sie bis zehn wieder niesen, kriegen Sie eine Mark!““

„Das Mittel hilft nur beim Schludaus!“ höhnte ich.

Er wiederholte die Wette nicht. Ich hatte wieder dreimal genieselt. Jetzt aber hatte jeder ein Mittel an der Hand.

„Da hilft nur eines — sofort ins Bett gehen!“

„Mein Bett steht in München und wir sind im Subetanzraum!“

„Das Beste ist Kognak!“ rief ein Dritter.

„Haben Sie Kognak bei sich?“

„Nein!“ höhnte ich.

Die alte Dame neben mir holte ein Bonbon aus ihrer Tasche.

„Aufpassen Sie das Bonbon“, sagte sie, „der Schnupfen ist wie weggeblasen.“

Sie steckte mir ein Bonbon in den Mund. Jedoch, es blieb nicht. Beim nächsten Niesen floß es dem freundlichen Herrn gegenüber ins Gesicht.

„Es macht nichts“, sagte dieser, bevor ich mich entschuldigen konnte, „es hätte auch nichts geholfen — es gibt nur ein Mittel gegen Schnupfen: niesen Sie nasse Strümpfe an!“

„Das nenne ich denn dahergeschwätzt!“ meinte sie da ein vierter Herr ins Gespräch, „don nassen Rücken kommt ja gerade der Schnupfen! Es gibt nur eines: pressen Sie mit beiden Ringelfingern fest die Nasenflügel zusammen. Das hilft sofort.“

Ich tat, wie mir geraten.

Hier nicht gibt. Ich kann bei dem Wetter nicht ausgehen. Und bestellen Sie mir diesen würdigen Alten wieder, er macht sich so gut... Er ist zwar neu, sehr innewig abgezogen, ich weiß nicht, warum? Aber wenn Sie ihn bitten, kommt er. Es kommen noch ein paar nette junge Dantinnen und zwei Herren vom türkischen Klub.“

„Kommt dieser Hunter auch?“ fragte er.

„Natürlich. Was haben Sie gegen ihn? Ich sehe ihn ins Nebenzimmer zur Jugend...“

„Zur Jugend? Sehr liebenswürdig. Und wohin komme ich? Zur tauben Beaton? Liebste Vili, können Sie mir diesen Tee nicht ersparen, ich muß um halb neun auf dem Bahnhof sein, meine Frau kommt zurück.“

„Ah, daher der veränderte Ton? Ihre Stimme klingt ganz anders... Kann sie nicht einen früheren Zug nehmen oder mitkommen? Das geht nicht? Warum? Was hat sie eigentlich gegen mich?“

„Nichts, Vili, wirklich nichts, sie ist nicht nachtragend.“

„Ich würde auch nicht, was ich verbrochen hätte. Kann man diese Wiederkehr nicht hinausschieben? Telegraphieren Sie ihr doch.“

„Das geht nicht.“

„Also, ich rechte auf Sie.“

„Nun ja... aber nur eine Stunde.“

„Und die Ordbücher?“

„Die bringe ich mit.“

„Thanks, Sie sind mein Freund. Auf Sie kann man sich verlassen. Enttäuschen Sie mich nicht!“

Am Montag gegen Mittag kam er in die Küche. „Sagen Sie mal, Anna, ich habe keine Zeit zur Bank zu gehen, haben Sie vielleicht noch etwas Wirtschaftsgeld?“

„Wirtschaftsgeld? Bedenke, das ist längst alle. Die neuen Kohlen haben den Rest geschluckt.“

„Nun, das hätte doch nicht so geist.“

„Doch, Kohlen eilen immer. Wir hatten's ja auch eilig damit. Aber ich hab' noch meinen Lohn dabeigehalten, vierzig Mark, wenn das genügt?“

„Natürlich, das genügt mir“, sagte er. „Und können wir pünktlich essen? Vielleicht um halb eins?“

„Wollen Sie denn wieder fort bei dem Wetter?“

Sie sah, daß er seine Radspitze suchte.

## Mittel gegen Schnupfen

Von Jo Hanns Rösler

Ich sah in der Eisenbahn und hatte Schnupfen. „Hatschi! Hatschi! Hatschi!“ rief ich in einem fort.

„Es klang wie Rosenkätzchen. Ich konnte nichts dafür. Die Mitreisenden schauten zunächst beleidigt. Aber als ich eine Viertelstunde ununterbrochen so fortgerauscht hatte, begann die Feindseligkeit gegen mich in eine allgemeine Heiterkeit umzuwandeln. Das kam daher, daß ein Herr, der mir gegenüber saß, mir mehr empfand als freundlich. „Kunst!“ rief er, so, als wollte er damit sagen: „Kunst ist es aber genug! Schluß damit!“ Ich tat ihm nicht den Gefallen und nickte weiter. Er wiederholte sein kurzes, lachliches „Kunst!“, ich winkte zurück, als ob ich jetzt beugung alle plötzlich mir nach jedem Hatschi ein fröhliches Prost auszurufen.“

„Einer der Mitreisenden wollte sich besonders hervorhaken. Er klopfte mir vergnügt auf das Knie und sagte: „Wenn Sie bis zehn wieder niesen, kriegen Sie eine Mark!““

„Das Mittel hilft nur beim Schludaus!“ höhnte ich.

Er wiederholte die Wette nicht. Ich hatte wieder dreimal genieselt. Jetzt aber hatte jeder ein Mittel an der Hand.

„Da hilft nur eines — sofort ins Bett gehen!“

„Mein Bett steht in München und wir sind im Subetanzraum!“

„Das Beste ist Kognak!“ rief ein Dritter.

„Haben Sie Kognak bei sich?“

„Nein!“ höhnte ich.

Die alte Dame neben mir holte ein Bonbon aus ihrer Tasche.

„Aufpassen Sie das Bonbon“, sagte sie, „der Schnupfen ist wie weggeblasen.“

Sie steckte mir ein Bonbon in den Mund. Jedoch, es blieb nicht. Beim nächsten Niesen floß es dem freundlichen Herrn gegenüber ins Gesicht.

„Es macht nichts“, sagte dieser, bevor ich mich entschuldigen konnte, „es hätte auch nichts geholfen — es gibt nur ein Mittel gegen Schnupfen: niesen Sie nasse Strümpfe an!“

„Das nenne ich denn dahergeschwätzt!“ meinte sie da ein vierter Herr ins Gespräch, „don nassen Rücken kommt ja gerade der Schnupfen! Es gibt nur eines: pressen Sie mit beiden Ringelfingern fest die Nasenflügel zusammen. Das hilft sofort.“

Ich tat, wie mir geraten.

Jetzt nicht ich nicht nur, jetzt donnerte es aus allen Öffnungen.

Der vornehme Herr schüttelte mißbilligend den Kopf.

„Halten Sie die Luft an!“

„Im Gegenteil! Atmen Sie heftig und tief!“

„Das ganze Mittel war ein Herz und eine Seele. Jeder gab mir einen anderen Rat. Jeder wollte ein anderes Mittel gegen Schnupfen. Nur ein Mitreisender sah schweigend im Abteil und tat, als ob ihm das alles gar nicht angehe. Das fiel mir auf. In meiner Not wandte ich mich an ihn und sagte: „Alle weisen ein Mittel gegen Schnupfen. Warum raten Sie mir zu nichts?““

Da lächelte der Herr leise und sagte: „Ich bin Arzt.“

Künstlerrache

Böcklin konnte groß werden. In seiner Art. In ein paar schlimmern Nögleren seiner Kunst hat er sich dadurch gerächt, daß er Krakenbilder im städtischen Museum ausstellte, in denen jene allzu deutlich abstrahiert waren, und an der Kunstballe seiner Vaterstadt ließ er Sandsteinmasken anbringen, in denen einige andere widerpensige Gelehrten ihr hübsches Antlitz, öffentlich für immer zur Schau gestellt, tagtäglich bewundern konnten, ihnen zum Lohne und andern zur Warnung, allen andern aber zum Vergnügen.

Er konnte es aber noch besser. Als ihn einmal ein reicher Kunsthändler etwas gar zu sehr begauert hatte, hat er das Gesicht von dessen Frau der biden, nackten „Suanna“, die im Bade von Laubäpfeln begafft wird, aufgemalt und ausgefellt.

Er hatte zwar die Lächer auf seiner Seite, hat freilich aber dann vorchtigerweise seine Vaterstadt rajh verlassen und ist wieder einmal in seine italienische Malerheimat gezogen.

Bange machen gilt nicht!

Während der Franzosenszeit kamen Küraffiere auf einen Bauerhof in Quartier. Sie verlangten tüchtig zu essen und zu trinken. Einer der Reiter legte, um dem Bauern Angst zu machen, seinen blanken Säbel auf den Tisch. Da holte der Bauer eine Wirtin und legte sie schmeigend daneben.

„Was soll das heißen?“ fragte der Soldat.

„Dah! entgegnete der Bauer, „ich dachte, zu so einem großen Messer gehörte auch eine große Gabel.“

„Gm. „Es regnet, Kräulein Flori.““

„Ja, und wir haben keinen Schirm.“

Wir! Artur spürte eine greuliche-mögliche Gänsehaut. Sie baskierten in die gleichen Hüften und von ihren Strändern troff das gleiche Naß. Bei seinem Haus angelangt, gelüftete es Herrn Profram plöblich Flori sein Herbarium zu zeigen. Ein Herbarium ist etwas, das man jeder anständigen Frau zeigen konnte. Flori zierte sich nicht. Als die Gräser und Pflanze mit ungewöhnlicher Genauigkeit durchgenommen waren, meinte Flori, sie friere, und ob sie nicht eine Tasse Tee haben könne? Und vielleicht Herr Proframs Hauskäse, dieneil sie ihre Strümpfe an das Vratrohr zum Trocknen hänge? Artur Profram hatte nichts dagegen einzuwenden.

Nach einer Stunde war er wieder allein mit seinen Blütsämbeln, seinem System und seinem Herbarium. Aber die Erinnerung der baumelnden Strümpfe am Vratrohr und der nackten Hüfte in seinen Pantoffeln ließ ihn nicht mehr los. Sie besolgte ihn am Tage, besonders aber in der Nacht. Er zermarterte sich das Gehirn, wodurch er diese oder eine ähnliche Stunde wieder heraufberufen könnte, was aber gar es — außer dem Herbarium — in seiner Wohnung Schemenswertes? Die Rettung, der nie verlassende Freund der bedrängten Menschheit, wies auch hier den Weg. Remand zeigte an, daß er seine Steinammlung zu veräußern trachtete. Herr Profram kaufte sie, und eines Tages fragte er Flori: „Wollen Sie nicht meine Steinammlung sehen?“

Flori wollte. Nachdenklich stand sie vor den Fischen und Kästchen. Sie hatte heute keine nassen Hüfte, aber Hüfte und Beine hatte sie, wie Herr Profram betwirrt feststellte. Er räusperte sich. „Ja, und alle diese Steine sind mühsam in vielen Jahren zusammengetragen worden. Mit jedem einzelnen ist für mich ein Erlebnis verbunden.“

Flori blickte ihn forschend an. Ihre Lippen sagten: Du läßt. Aber ihr Mund mit den allerliebsten Rändern war gnädiger. „Onkel Waldemars Steindehl“, murmelte sie, fälschlich und einfach. Sie kannte diese Steinammlung seit ihrer frühesten Jugend. Onkel Waldemar hatte sie oft genug damit gelangweilt, und erst kürzlich hatte er sie verkauft, um sich für den Erlös ein Radio anzuschaffen.

Dennoch — es gab einen Schnittmittelpunkt zwischen dem Schirm und der Seele Artur Proframs, der das Wunder der Liebe entzifferte und entthematisierte. Er ging mit Flori bald jene innige Verbindung des

## Vermischte Nachrichten

Ein dorniges Abenteuer erlebte eine Frau in einem Wald Mecklenburgs. Angelockt von den Beeren, machte sie sich ein großes Brombeerbüschel heran. Sie pflichtete und pflichtete begehrt immer neue Beeren und immer tiefer geriet sie in das Gestrüpp, daß sie schließbar mühselos einstieg. Plötzlich aber ging es nicht weiter. Nun wollte die Wilderin wieder los von den dornigen Büschen. Doch die Dornen zerrten an ihren Kleidern und verumwandelte sie in ein Gefäß und an den Händen, und sie mehte die Frau trachtete, sich zu befreien, umlornere festelten sie die Ranken. Schließlich blieb der Gefangenen des Brombeerrandes nichts weiter übrig, als laut um Hilfe zu schreien. Der Ruf wurde von einer Frau gehört, die nahe dem Walde mit einer Sacke auf dem Felde arbeitete. Sie eilte herbei und hieb fröhlich auf die heimtückischen Dornen des Gefächts zu, worauf es denn auch gelang, die allzeitige Beerenliebhaberin aus ihrem „Berlog“ zu befreien.

Als Kellergesiffin in einer Stuttgarter Weinhandlung erhielt die 41 Jahre alte Martha A. aus Subwingsburg eine Art Schwerarbeiterzulage in Form von monatlich vier Flaschen Wein. Damit noch nicht zufrieden, stahl sie ihrem Arbeitgeber im Laufe eines halben Jahres noch mindestens 60 Flaschen aus dem Keller. Einen Teil davon verkaufte sie, den Rest vertram sie mit dem Förstner der Weinhandlung, dem 37 Jahre alten Eugen A. aus Stuttgart, mit dem sie ein Liebesverhältnis unterhält und der deshalb im Versteck unterhält, sie beim Belassen des Gefächts zu kontrollieren. Das Amtsgericht Stuttgart beurteilte die 2. wegen fortgesetzten Diebstahls zum Betruges zu fünf und ihren Ehemann wegen Beihilfe zum Diebstahl und wegen Fehlens zu vier Monaten Gefängnis.

Ein allzu fleißiger „rechter Verteidiger“ war der 25 Jahre alte Sarsowal W., der sich vor dem Bremer Kreisstrafgericht wegen schwerer Körperverletzung zu verantworten hatte. Bei einem am 18. April ausgeprägten Fußballwettpiel hatte er dem Stürmer der Gegenpartei durch einen heftigen Stiß gegen das rechte Schenkel ein kompliziertes Knochenbruch zugefügt. Der Angeklagte stellte den Vorfall als unglücklichen Zufall dar, das Gericht kam aber nach Anhören zahlreicher Zeugen zu der Ansicht, daß W. zumindest grob fahrlässig gehandelt habe. Demgemäß wurde er zu einem Monat Gefängnis verurteilt. In der tschechischen Tagespresse, die sich gleichfalls mit diesem Falle befaßt, wird das Urteil als warnende Belehrung für solche Fußballspieler aufgenommen, die allzu genau bereit sind, durchaus vermeidbare Unfälle mit einem Simmel auf die begreifliche „Höhe des Gefächts“ zu erklären.

Es ist wieder einmal Kirmeszeit in Klabbern, da kann man in den hübschen geschmückten Städtchen eigenartige uralte Bräuche beobachten. Meist sind alle Geschäftliche, alle Kaffees rund um den Marktplatz voll besucht. In Hausfluren und Scheunentoren haben sich liegende Fahradwäcker aufgetan und betreten Hunderte von Kindern, auf denen die Besucher, Männer und Frauen, alt und jung, aus allen Richtungen herbeischaufen sind. Dieß beieinander sitzen die Besucher auf der Wirtshausbank beim Glas Bier. Geht ein Mädchen allein über den Platz, so fängt eine der Besucher an, eine Bekanntschaft aufzukaufen zu bringen. Scherzhaftes Schreien hin und her. Dann zieht der junge Mann ein Einhorn seines Taschentuches aus dem Sack; seine Freunde wissen: Er ist abgeblüht. Aber er nimmt's nicht traglich, schließt das Taschentuch bald wieder in die Tasche und verläßt sein Glas bei einer andern. Das sind die Betrugsstücke in Klabbern.

Oben Bettlauf um alte Grammophonplatten verurachten die Grammophonhändler in der holländischen Stadt Gochberg. Es ging damit an, daß ein Händler durch Zettelnangehen alle Kinder zu einer Vorstellung ins Kino einlad, wobei der Eintrittspreis mit einer alten Grammophonplatte entrichtet werden konnte. Da erschienen die drei anderen Händler der Stadt auf dem Plan. In einer neuen Anzeige wurden nicht allein alle Kinder zu täglichen Gesellschaften ins Kino eingeladen, sondern ihnen für jede mitgebrachte Grammophonplatte auch noch eine Vergütung von 75 Dore versprochen. Da übertrumpfte der erste Händler wieder seine Wettbewerber. Er verließ den Kindern nicht nur eine Gratisvorstellung täglich im Kino, sondern auch eine Gratisvorstellung in einer Sandkiste und auch 75 Dore, wenn sie nur fleißig Platten abliefern. Auf den weiteren Verlauf dieses Wettrenns ist man sehr gespannt.

In Schweden besteht ein Frauenberuf. Im Landesdurchschnitt kommen auf 1000 Männer 1014 Frauen, in der Hauptstadt Stockholm sogar 1239 Frauen. So schlamm aber nun wieder, wie die Mädchen von Karolstadt tun, ist es mit dem Männermangel in Schweden nicht allzu hoch. Die Mädchen waren zwanzig Jahre Mädchen aus Stockholm mit ihren Fahrrädern zu Besuch in das benachbarte Karolstadt oxtabell, wo sie einen gemittelten Kaffeestrich durchführen wollten. Die kleine Fleißigkeit dünkte sich etwas aus. Als die Mädchen spät am Abend die Rückfahrt antreten wollten, sahen sie zu ihrem Schrecken, daß bei ihnen sämtlichen Fahrrädern die Mäntel und Schläuche mit Nadeln durchlöchert waren, und zwar gleich an mehreren Stellen, so daß an ein Fäden an Ort und Stelle nicht zu denken war. Es hieß bei zwanzig Mädchen nichts anderes übrig, als die fast zehn Kilometer nach Hause zu Fuß zurückzugehen. Geistes, auf die Fahrer der Möbel aus Stockholm, wurde ermittelt, daß das Mäntel auf die Fahrräder von den Mädchen aus Karolstadt besorgen worden war. Sie waren einfach eiferfüchtig auf die Fußstapfen gewesen, was sich schon daraus ergab, daß die gleichfalls in der Nähe befindlichen Herrenräder unberührt geblieben waren. Die eiferfüchtigen Mädchen aus Karolstadt sind offenbar dadurch etwas nervös geworden, daß ihre Stadt bei einer Einwohnerzahl von etwa 80 000 ungefähr 2000 mehr Frauen als Männer zählt.

## Flori / Von Gitta von Cetto

Artur Profram war ein Mann der Ordnung, er teilte seine Zeit, seine Freuden, Pflichten und sein Geld sorgsam ein. Jedes im Leben Artur Proframs mußte sich einem System unterordnen, selbst die Liebe.

Nun ist es im Leben meist so, daß das, was man sich in stillen Stunden ausgeklügelt hat, durch den Zufall über den Haufen geworfen wird. So geschah es, daß jenes verblühende Wesen, welches alle Voraussetzungen zu erfüllen schien, vom Schicksal mit einem hübschen Gesicht ausstattet worden war. Aber nicht nur das Gesicht war hübsch, auch der Aufbau, auf dem es ruhte, war von matellosem Reiz, und die Hüfte, die es beschatteten, waren allerliebste. Außerdem hörte das Wesen auf den Namen Flori, was Herrn Profram mit Vorzügen erfüllte. Beate-Luise wäre besser gewesen. Die Gründe, aus denen Herr Profram eben jene Flori mit äßer Beharrlichkeit unter „geistiger Liebe“ eingetragte, sind nur dann erkenntlich, wenn man bedenkt, daß Flori in der Veranbarteilung eines Verlages, der sich mit Aufklärungschriften befaßte, tippte.

Flori lachte gern, und wenn sie lachte, sah sie aus, wie ein junges Pferd, das Hater wittert. Die Oberlippe war von der Schöpfung etwas zu kurz bemessen worden, einia zu dem Rines, um die hübschen Röhne besser herauszubringen, die aufgereizten Muscheln schälten. Die Augen hatten einen Schimmer, der an Morgenstau und Selt erinnerte, und die kurze kleine Nase sah so aus, als tauche sie tiefer in den offenen Relsch einer Nase, als in die Seiten eines erbaulichen Buches. Aber all das wollte Artur Profram nicht sehen. Er vergewaltigte seine Augen und beknepete, Floris Seele zu lieben, die — wie er sich nicht ohne ein gewisses Gefühl von Beinträchtigung eineltraub — unter einem herausfordernd niedlichen Wuten ihren Sitz hatte.

Daß er Flori liebte, kam ihm zum ersten Male zum Bewußtsein, als er eines Tages unter seinem gebaltigen Regendach nach Hause kroch und plötzlich das Staccato von kleinen Abfällen neben sich vernahm. Es war Flori, die den Wuchler hat, sie unter seinen Schuß und Schirm zu nehmen. Und da das nasse Kleid an ihrem Körper angehängt war, konnte Herr Profram auch nicht umhin, die Mundungen zwischen Hals und Magen zu bemerken, und aus diesem Grund wandte sich seine Aufmerksamkeit eben

jener Quelle zu, aus der Floris Anziehungskraft zu strömen schien: der unsterblichen Seele.

„Was ist Sie schon lang fragen wollte, Herr Profram, wo laufen Sie eigentlich das ichne Ulmer Brot, das Sie immer zum Wesper dabei haben?“

„Mein Kind“, leitete Profram seine Erwiderung ein. Und dann kam er auf die entscheidliche Bebenung der Stadt Ulm zu sprechen, insbesondere aber auf den Aufbau des Ulmer Münsters. Als er erzählte, daß Floris Vater Maurer sei, vertiefte er sich mit doppelter Inbrunst in das Ulmer Münster, da — wie er darlegte — gerade bei diesem Bau das Gandsverklische mit dem Künstlerischen eine besonders innige Verbindung eingegangen sei. Bei „junger Verbindung“ hicherte Flori und drängte sich etwas näher an den Schirmträger heran, was Herr Profram mit einer Stirnrunzle und der verblissenen Hoffnung, sich geläutet zu haben, bemerkte.

Der Sommer war regnerisch, und es ergab sich, daß Artur und Flori öfters zusammen durch die Strahlen wanderten, da sie denselben Heimweg hatten. „Bei dem Wetter ist es so gut, einen Mann mit einem Schirm zu haben“, sagte Flori einmal. „Man kriegt nämlich jetzt so schwer einen.“

Wie? Einen Mann oder einen Schirm? Artur Profram war anfangs etwas betroffen über diese Neuerung, die Erfahrung lehrte ihn aber, daß Flori bei schönem Wetter rabelte und ihn nicht brauchte. Also war der Schirm damit gemeint und die geschlechtslosen Beziehungen durch nichts getrübt. Später aber begann Artur Profram auf seinen Schirm eiferfüchtig zu werden und noch etwas später sagte er ihm. Es kamen Nächte, wo er nicht schlafen konnte, weil die Frage ihn beschäftigte: schüß Kräulein Flori meine Seele oder meinen Schirm? Oder ist sie etwa gar auf mich als Mann erpicht? Das hätte sein ganzes System zerrümmert. Eines Tages war der Schirm weg, Artur Profram hatte ihn verloren. Er nahm es achselndend hin und wartete auf das Ergebnis. Als es einmal wieder regnete, traf er Flori vor einer Strohhütte. Mit höchlichem Interesse beugte sie einen Motorbohrer. „Ich sehe, auch Sie begreifen sich für die gebändigte Kraft dieser Maschine“, sagte er.

„Ja, und morgen muß ich zum Zahnplombieren, ist mir dabei eingefallen.“ Sie lachte und zog die Oberlippe hoch.

## Oktober

Von Anna Ewerbeck

Goldner Oktober, leuchtende Sonne, klarblauer Himmel, Tage der Wonne. Purpurn und golden flammen die Bäume und in den Gärten farbige Träume. Glühendes Leben, eh du zu Ende füllst du noch einmal Herz und Hände. Kommt auch die Nacht einst, senkt sich die Stille, Leben kehrt wieder in quellender Fülle.

Minsterlichen und Sandverlichen ein, welche er beim Ulmer Münster zu loben wußte. Kleine Proframen entfianden, Bröselchen loszulegen. Flori trug nach wie vor im Frühjahre die allerliebsten Hüthen und lockte im Winter eine vorzügliche Wohnstuppe. Ihre Mängel und Talente waren unübersehbar. Sie war das Hoch, unter dem jeder Mann freiwillig löhnt, das unvollkommen-dollkommene Weib.

+ Vor 100 Jahren im Oktober 1848 wurde in dem Randstädtchen Tengen als Sohn eines Apothekers der hervorragende oberhessische Wasserbauingenieur Otto Zueger geboren. Er hatte in Karlsruhe studiert und erhielt 1865 einen Ruf an die Wasserbauische Hochschule in Stuttgart. Unvergessen ist Zueger durch das ihm herausgegebene „Lehrbuch des wasserbauischen Technik und ihrer Hilfswissenschaften“. Von ihm stammen viele Wasserwerke in Baden, u. a. auch das in Pforzheim. Zueger starb am 2. Mai 1911.

+ In Stralsund i. Ost. Harz“ der bekannte Kunstverleger Paul Heltz im 86. Lebensjahr.

+ Der Dichter Kurt Venold Findelsen wurde zu seinem 80. Geburtstag vom Gau Saßau durch Verleihung eines Gaulturpreises geehrt.

+ Der norwegische Kulturpreis wurde auf dem norwegischen Kulturkongress an den bekannten Wäldneren Feidner Olaf Guldbrandsen verliehen, der seit langem in München eine zweite Heimat gefunden hat und insbesondere als Zeichner des Simplotismus in Deutschland weithin bekannt ist.